

Die Eroberung Mexikos durch Hernán Cortés 1521 und das Ereignis von Guadalupe 1531

Von Mariano Delgado

»Nur Trauerblumen und Trauergesänge gibt es hier in Mexiko, in Tlatelolco, ja, dort ist's, wo Leid gefühlt wird« – so klagt ein aztekischer Gesang unmittelbar nach der Eroberung Mexikos durch Hernán Cortés 1521. Auch das Religionsgespräch von 1524 zwischen den ersten zwölf Franziskanern der Mexiko-Mission und aztekischen Priestern und Vornehmen ist von der bitteren Klage der Einheimischen geprägt: »... wohlan, lasst uns denn sterben, wohlan, lasst uns denn zugrunde gehen! Sind doch auch die Götter gestorben.« Toribio de Benavente (Motolinía), einer dieser Franziskaner, sah angesichts des dramatischen Zusammenstoßes zwischen Spaniern und Azteken nach menschlichem Ermessen keine Möglichkeit zur erfolgreichen Evangelisierung – es sei denn, dass Gott ein Wunder wirke.

Das Wunder

Auf dem nördlich von México-Tenochtitlán gelegenen Hügel Tepeyac, wo einst die Göttin Tonantzin Cihuacóatl (»Unsere verehrte Mutter Frau-Schlange«) von den Azteken verehrt wurde, fand vom 9. bis zum 12. Dezember 1531 das ersehnte Wunder statt: Eine dunkelhäutige Jungfrau erschien viermal dem getauften Indio Juan Diego Cuauhtlatoatzin (»Sprechender Adler«) mit dem Wunsch, er solle zum Bischof (zum Franziskaner Juan de Zumárraga) gehen

und ihm sagen, man möge ihr, der immer während Jungfrau Maria, auf dem Hügel Tepeyac ein geweihtes Heiligtum errichten; er solle sich dabei nicht fürchten, denn sie sei seine geliebte Mutter. Als Juan Diego ein drittes Mal beim Bischof vorsprach, geschah das Wunder der Einprägung des Gnadenbildes Unserer Lieben Frau von Guadalupe in seinen Umhang: Das mexikanische »Guadalupe-Ereignis«, das mit der Guadalupe-Tradition der spanischen Extremadura (der Heimat der Franziskaner) nur den Namen gemeinsam hat, war geboren.

Obwohl die Franziskaner skeptisch waren, da sie den Verdacht hegten, dass die Indios unter der Lieben Frau von Guadalupe letztlich nur ihre alte Göttin Tonantzin anbeten wollten, hat es sich im kollektiven Gedächtnis der Mexikaner tief eingegraben. Das Guadalupe-Fest am 12. Dezember ist »das entscheidende Datum im emotionalen Kalender des mexikanischen Volkes« (Octavio Paz). Durch alle Krisen der mexikanischen Geschichte hindurch ertönte an diesem Tag die tröstliche Botschaft der Jungfrau auf dem Tepeyac: »Fürchte dich nicht – bin ich denn nicht hier, deine liebe Mutter?«

Entscheidend dafür war die neue Sicht, welche die vier »Guadalupe-Evangelisten« (die Kreolen bzw. Jesuiten Miguel Sánchez, Lasso de la Vega, Luis Becerra Tanco, Francisco de Florencia SJ) im »marianischen« 17. Jahrhundert verbreiteten. Im Guadalupe-Ereignis sahen sie nicht Synkretismus, sondern den Ausdruck einer ganz besonderen göttlichen Bevorzugung Mexikos. Eine national-messianische Steigerung erfuhr diese Deutung am 12. Dezember 1794, als der Dominikaner Servando Teresa de Mier in einer Festpredigt in der Guadalupe-Basilika dem religiösen Mythos spanischen Nationalbewusstseins nun einen ähnlichen mexikanischen Mythos entgegensetzte. Wie die Jungfrau Maria dem Apostel Jakobus am Ufer des Ebro im heutigen Saragossa erschienen sei, um ihn ob der Bekehrungsresistenz der Altspanier zu trösten und ihm ihre Spuren auf einer

Säule zu hinterlassen, so sei sie auch bei der Evangelisierung Altmexikos dem Apostel Thomas/Quetzalcóatl erschienen und habe auf seinem Umhang ihr Abbild geprägt. Vom Christentum abgefallene Indios hätten dann das Bild geschändet, auch wenn sie es nicht hätten auslöschen können; der heilige Thomas habe es daraufhin versteckt. Zehn Jahre nach der Conquista sei Juan Diego die Himmelskönigin erschienen, habe sich einen Tempel erbeten und ihm ihr altes Bild übergeben, damit er es zum Bischof bringe. Die Mexikaner, so die Botschaft, hätten also das Christentum nicht erst von den Spaniern empfangen, sondern seien Christen der ersten Stunde gewesen, obgleich sie später in den Götzendienst zurückgefallen seien. Der politischen Unabhängigkeit geht die geschichtstheologische Emanzipation voraus.

Heutige Deutung

Heute versucht die Kirche die national-messianische Interpretation zu relativieren und die theologisch-katechetische zu betonen. Zwei Tendenzen zeichnen sich ab: Für die einen ist das Guadalupe-Ereignis das Paradigma einer Evangelisierung, die mit Hilfe der Jungfrau nach der ersten Missionspredigt dem Christentum ein autochthones Gesicht gegeben habe; nur so sei die Gestaltung der gemischten mexikanischen Gesellschaft möglich gewesen. Für die anderen handelt es sich um eine Evangelisierung von unten, die Ausdruck der Option Gottes für die Armen der Geschichte sei.

Der Prozess zur Heiligsprechung des Juan Diego, die am 31. Juli 2002 stattfand (als erster Indio wurde ihm die Ehre der Altäre zuteil), erhitzte in Mexiko die Gemüter von »aparicionistas« wie »antiaparicionistas«, der Anhänger wie der Gegner der Auffassung, das Guadalupe-Ereignis habe historisch »so« stattgefunden. Dass die mexikanische Bischofskonferenz und Rom diese Heilig-

sprechung so eifrig vorangetrieben haben, hat gewiss mit dem Neuerwachen indigenen Bewusstseins im Schatten des Kolumbus-Jahres 1992 sowie mit der intendierten Neuevangelisierung zu tun. Das Guadalupe-Ereignis als »Brücke« zwischen der von den Franziskanern mit einer Option für die einfachen Indios evangelisierten aztekischen Kultur, dem iberischen Christentum und der Mestizenkultur Mexikos erscheint nun als nachahmenswertes Modell für die Neuevangelisierung des modernen Mexiko im dritten Jahrtausend angesichts einer »Cancel-Culture«, die in Sachen Verquickung von Mission bzw. Europäisierung der Welt mit Kolonialismus Gefahr läuft, das Kind mit dem Bade auszuschütten. ♦

»Homo turbulentus«

Der Fall Anton Sepp SJ
(1683-?)

von Thomas Schader

Das Bild vom monolithischen Jesuitenorden beginnt seit geraumer Zeit zu bröckeln. Erweckte die Gesellschaft Jesu aufgrund ihrer hierarchischen Struktur, ihrer normativen Verfahrensweise und ihres strikten Gehorsamsgebots lange Zeit den Eindruck, ein in sich homogener Orden zu sein, rückt die historische Forschung nun zunehmend Akteure lokaler Aushandlungs- und Entscheidungsprozesse in den Vordergrund und fragt nach Formen von Devianz und Subversion im Orden. Entgegen der geläufigen Unterstellung eines jesuitischen »Kadavergehorsams« verfügten die

Jesuiten keineswegs nur über gleichgesinnte und linientreue Mitglieder. Eigenbrötler, Querulanten und Abtrünnige gab es zu jeder Zeit der Ordensgeschichte – auch unter den Missionaren, die an der »geistigen Eroberung« unter spanischer Flagge teilnahmen und »zur größeren Ehre Gottes« den christlichen Glauben in die Neue Welt trugen.¹ Das zeigt der Fall des Tiroler Jesuiten P. Anton Sepp.

Ad Indiam petere

Über P. Anton Sepp ist nur sehr wenig bekannt – im Gegensatz zu seinem Namensvetter, dem bekannten Paraguaymissionar und Verfasser des *Paraquarischen Blumengartens* P. Anton Sepp von Rehegg (1655-1733). Die Personenkataloge des Ordens beschränken sich auf die wesentlichen Informationen. Demnach wurde Sepp 1683 in Klausen, Tirol, geboren und trat im Jahr 1700 in den Orden ein. Dass er mit dem ebenfalls aus Südtirol stammenden Sepp von Rehegg verwandt war, ist möglich. Jedoch liefert die Forschungsliteratur hierzu keine weiteren Hinweise. Im Jahr 1717 schloss Sepp seine Studien ab, bewarb sich im Anschluss daran für die Überseemission und wurde, wie sein Namensvetter, in die Provinz Paraguay berufen.² Zusammen mit seinen mitteleuropäischen Gefährten, darunter die Patres Joseph Xaver Überacker (1689 - nach 1763), Thomas Wörl (1688-1735) und Michael Streicher (1696-1762) machte er sich auf den Weg nach Spanien und wartete dort ab dem Jahr 1726 auf die Weiterfahrt. Sepp war zu diesem Zeitpunkt bereits 43 Jahre alt. Aus der Wartezeit in Spanien ist mit dem Brief vom Sommer 1727 auch das einzige Schriftstück aus seiner Feder erhalten, wobei das Dokument im Verzeichnis der Jesuitica-Bestände des Bayerischen Hauptstaatsarchivs (BayHSTA) bislang fälschlicherweise Sepp von Rehegg zugeordnet wurde. Nachdem die zentraleuropäischen Missionskandidaten auf der Iberischen Halbinsel